

Am 20. Juni eröffnete die »Junge Linke. PDS Sachsen« eine Kampagne unter dem Titel »Nein zum Deutschlandhype«, die einiges Aufsehen erregte. Vordergründig richtete sich der Aufruf gegen einen während der Fußballweltmeisterschaft erwarteten nationalistischen Ausbruch, angestachelt durch patriotische Bekenntnisse aus fast allen politischen Lagern und befeuert durch nationale Symbole. Zu diesem Zweck wollten die Initiatoren T-Shirts mit der Aufschrift »Nazis raus den Köpfen« gegen schwarz-rot-goldene Flaggen und Wimpel tauschen. Es ging der Jungen Linken aber auch darum, eine grundsätzliche Diskussion zum Thema Nation und die Linke zu starten. Das musste die Linkspartei in Schwierigkeiten bringen, weil die massenhaft wehenden Deutschland-Flaggen zur Begrüßung der ausländischen Gäste und – nicht zuletzt zur Entfaltung eines Wir-Gefühls – großen Zuspruch fanden. Die überregionalen Tageszeitungen konnten mit Häme auf die Verlegenheit zielen, in die die Linkspartei durch den Vorstoß ihres Nachwuchses geriet.

Die Weltmeisterschaft ist vorbei, nationalistische Exzesse blieben weitgehend aus. Die vergleichsweise wenigen rechtsextremen Übergriffe gingen in einem Fußballfest unter, in dem sich die deutschen Gastgeber als freundliche Zeitgenossen feierten und in dieser Selbstsicht vom Ausland bestätigt wurden. Der Trouble, den die Kampagne der Junglinken auslöste, ist kein Thema mehr für die Medien.

Und doch wäre es falsch, den Streit auf sich beruhen zu lassen. Die so genannte nationale Frage wird bald wieder von den Linken, nicht nur in Deutschland, Antworten verlangen. Zunehmend im Zusammenhang mit der Europapolitik, beispielsweise nationale Egoismen einzelner Länder betreffend, zumal wenn ausgeprägte Nationalisten dort das Sagen haben wie jetzt in Polen. Aber auch grundsätzlich und auf lange Sicht, weil das angestrebte Zusammenwachsen des Kontinents eine Staatenvielfalt überwinden soll, die über viele Jahrzehnte und zum Teil einige hundert Jahre durch nationale Besonderheiten bestimmt worden ist. Das Europa der Regionen ist bisher kaum mehr als eine Absichtserklärung. Und nicht zu vergessen: Die Linken taten sich bisher fast immer schwer, ihr Verhältnis zur Nation zu bestimmen. Mit dem hier gewählten Titel überschrieb Clara Zetkin ihren

Aufsatz für »Die Rote Fahne« am 21. Januar 1923, um einer in sich uneinigen KPD Orientierungen für deren Haltung im Kampf gegen die Siegermächte und den nationalen Feind zu geben. Die Sozialistin wog dabei das Für und Wider eines konkreten nationalen Kampfes der Arbeiterbewegung ab. Ihre und die Stimme anderer fanden nur zeitweilig Gehör bei den Linken verschiedener Prägung, damals und später, was nicht zuletzt damit zusammenhing, dass sich die »nationale Frage« nicht ein und für alle Male gültig beantworten lässt.

Dieses weite Feld ist nicht in einer kurzen Argumentation zu beackern.

In unserem konkreten Fall geht es um die Auseinandersetzung in der Linkspartei mit einem unüberhörbaren Teil ihres Nachwuchses, aber damit auch um die Perspektive dieser Partei.

Der Landesverband Sachsen der Linkspartei tat gut daran, den nationalen Nihilismus im »Nein zum Deutschlandhype« durch Peter Porschs Erklärung zurückzuweisen, ohne in eine pauschale Verurteilung des Aufrufs zu verfallen. Denn im Ansatz ist die Warnung vor dem Nationalismus jeder Spielart berechtigt. Es ist sehr schwer, eine gültige Unterscheidung zwischen dem Nationalismus als einer negativen Spielart des Nationalgefühls und einem positiv besetzten Patriotismus zu treffen. Deshalb sehen auch Forscher wie Hans Mommsen den Nationalismus nicht als einen moralisch gut oder schlecht aufgeladenen Begriff, sondern als wertneutrale Kategorie an. Ähnlich wertneutral wird in der wissenschaftlichen Diskussion der Terminus Bürokratie als zunächst lediglich Verweis auf einen Apparat, der unterschiedlich funktionieren kann, behandelt. Die Junge Linke verweist mit Recht auf den Missbrauch des Nationalismus durch die Herrschenden (übrigens nicht nur rechter Schattierung und nicht nur durch die Reichen!), um soziale Risse zu kitten und politische Gegensätze zu verkleistern. Ebenso ist ihre Warnung

vor der Ausgrenzung von Minderheiten oder politisch anders Denkenden durch einen überbordenden Nationalismus berechtigt.

Auch die Kritik am verbreiteten nationalistischen Rummel im Sport, der in Deutschland Tradition hat, erscheint angebracht. Der Chorgesang der Mehrheit der 34 000 deutschen Zuschauer beim »Wunder von Bern« 1954 zeugte nicht gerade von der Abkehr von deutscher Überhebung im Kai-



serreich und in Nazi-Deutschland. Der Film zum Jubiläum dieses »Wunders« hat das Bedenkliche dieses Wir-Gefühls (Wir sind wieder Wer in dieser Welt!) zu wenig reflektiert.

Aber der Aufruf zum »Nein zum Deutschlandhype« und die Beigaben in der Broschüre simplifizieren in Wirklichkeit komplizierte Sachverhalte, was zu fatalen Fehlschlüssen führt.

Die Junge Linke hätte besser von einem (der) Frage würdigen als von einem »ohnehin fragwürdigen Konzept der Nation« schreiben sollen. Sie blendet völlig den Zusammenhang des Kampfes um Demokratie und nationale Einheit in Deutschland im 19. Jahrhundert bis wenigstens in die 1860er Jahre aus. Für diesen Kampf standen die Farben schwarz-rot-gold. Die 50 000 Teilnehmer des Treffens im hessischen Hambach von 1932 forderten die Wiedergeburt Deutschlands auf der Grundlage völliger Freiheit der Bürger, wobei sie Bürger nicht als Bourgeois (Besitzbürger), sondern als Citoyens (Staatsbürger im Sinne der Französischen Revolution) verstanden. Sie wandten sich nicht nur gegen die einheimische feudale Unterdrückung, wie ihre Solidarität mit den um Freiheit kämpfenden Polen bewies. Die zahlreichen »Polenvereine« in Deutschland forderten von Russland, Österreich und Preußen, die Polen unter sich aufgeteilt hatten, die Wiederherstellung der Einheit Polens auf freiheitlicher Grundlage. So verband sich der Kampf für eine einheitliche deutsche Republik mit dem Eintreten für ein freies Polen, auch in der europäischen Revolution von 1848/49.

Es unterliegt keinem Zweifel, der deutsche Nationalismus (oder Patriotismus) war bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts demokratisch bestimmt. Dafür standen die Farben schwarz-rot-gold. Deshalb entschied sich das preußisch geeinte und beherrschte Deutschland für die schwarz-weiß-rote Reichsflagge, in deutlicher Abgrenzung zu den schwarz-rot-goldenen Fahnen der Revolutionäre von 1848/49. Charakteristisch für die Furcht vor dem Symbol der Revolution in der NS-Zeit war das Verbot, schwarz-rot-goldene Fahnen zu zeigen.

Wenig Verständnis für geschichtliches Urteilen zeigt auch die Aussage, deutsche Überhebung und insbesondere die Verbrechen des Nationalsozialismus ließen »kein mit anderen Ländern vergleichbares Verhältnis zum ... Konzept der Nation« zu. Dass die beispiellosen durch Nazi-Deutschland verübten Verbrechen den Deutschen auch heute und sicher noch für lange Zeit eine besondere Verantwortung auferlegen, ist notwendig zu betonen. Zu denken sollte jedoch geben, wie gerade in Frankreich und Großbritannien, zunehmend auch in den USA, also in Ländern mit ausgeprägtem Nationalstolz, die Erinnerung an Verbrechen, die lange verdrängt wurden, angemahnt wird. Greifen wir nur Frankreich heraus. In den fünfziger Jahren und bis Anfang der sechziger Jahre des letzten Jahrhunderts führte das »Mutterland« (welch schlimmer Missbrauch dieses Begriffs!) einen barbarischen Krieg gegen das kolonial unterdrückte Algerien, der durchaus den Vergleich mit einem faschistischen Ausrottungskrieg standhält. Hier wirkte nach, dass die faschistoiden Konservativen Frankreichs, die lieber mit Hitler kollaborierten, als ihr Land zum entschlossenen Widerstand gegen die deutschen Besatzer zu motivieren, nach 1945 wichtige Positionen, vor allem in der Armee, behielten. Trotz eines de Gaulle, der den nationalen Widerstand Frankreichs gegen den Faschismus maßgeblich mitbestimmte. Es war in gewisser Weise folgerichtig, dass Frankreich unter dem konservativen und nationalistischen General den Bruch mit bisheriger Kolonialpolitik vollzog. Gerade das französische Beispiel zeigt, welche unterschiedlichen Schlussfolgerungen Menschen aus ihrer Bindung an die eigene Nation zu ziehen vermögen. Was übrigens, wenngleich im 20. Jahrhundert nicht so ausgeprägt, auch für Deutschland zutraf. Die Mehr-

zahl der deutschen Nationalisten mit Vorbehalten gegenüber dem Hitler-Faschismus folgte diesem dennoch bis zum bitteren Ende. Sie handelte nach der lange unter den Briten vorherrschenden Devise »Right or wrong my country« (Ob Recht oder Unrecht, es bleibt mein Vaterland). Aber eine Minderheit zog aus ihrem Patriotismus die Kraft, im Interesse ihres Vaterlandes sich gegen Hitler zu stellen, sich der Gefahr bewusst seiend, dafür von der Mehrheit der Deutschen als Vaterlandsverräter angesehen zu werden. Dafür stand der Begriff des »Anderen Deutschlands«, den nicht nur Stauffenberg und andere nationalkonservative Verschwörer gebrauchten. Klaus Mann, der sich mehrfach als radikalen Gegner nicht nur des deutschen Nationalismus bezeichnete, war in der Emigration einer der Initiatoren einer losen, sozial und politisch heterogenen Gruppe von Gegnern des Nationalsozialismus, für die er die Losung des »Anderen Deutschlands« ausgab. Klaus Mann könnte also, wenn man nicht genau untersucht, in welchem Zusammenhang und in welchem Lebensabschnitt er die eine oder andere Aussage getroffen hat, sowohl von den Nationalisten wie von denen, die jeden Nationalismus verwerfen, reklamiert werden. Das eine wie das andere wäre falsch oder mindestens ungenau. Ebenso verhält es sich bei dem willkürlich ausgewählten Heine-Zitat, das die Leipziger Vertreter der Jungen Linken anführen. Nicht nur beim frühen Heine finden wir patriotische Anklänge. Selbst im »Wintermärchen« kommt bei aller Kritik an den deutschen Zuständen da und dort eine heimliche Liebe zum Vater- und Mutterlande zum Vorschein. Kann man aber die Verwendung des Heine-Zitats im Kontext des Anliegens noch irgendwie verstehen, so gilt das nicht für einen anderen literarischen Bezug. Die faktische Gleichstellung von Martin Walser und Günter Grass mit den Propagandisten des »Wunders von Bern« und gar mit Guido Knopp vom ZDF durch Gerd Dembowski in der Broschüre der Junglinken Sachsens stellt eine durch nichts zu entschuldigende Peinlichkeit dar.

Im letzt genannten Fall erscheint jede Diskussion mit dem Verfasser des Textes als unangebracht. Das gilt aber, wie ich zu zeigen versuchte, nicht pauschal für die Initiative der Jungen Linken Sachsens. In dieser spielte auch ein gewisses sportliches Unverständnis mit, das übrigens für die PDS von Anfang charakteristisch war und geblieben ist. Es entbehrt nicht geringer Ironie, dass gerade die Partei, die am wenigsten ihre Wurzeln in der DDR verleugnet, den Wert des Sports für Persönlichkeitsbildung und Völkerverständigung am wenigsten erkennt. Die Aussage gilt für die Partei insgesamt, nicht für einzelne ihrer Mitglieder. Peter Porsch hat das in seiner Presseerklärung, die nicht einfach abwehrte, sondern Dialogbereitschaft signalisierte, anklingen lassen. Außerdem verriet der Aufruf einen in der Zeit verhafteten Aktionismus und wohl auch bei einzelnen den Wunsch nach Profilierung in der Öffentlichkeit. Das haben die Jugendabteilungen der Parteien so an sich. Die Aktion gegen den vermeintlichen deutschnationalen Rummel richtete sich aber letztlich gegen breites bürgerschaftliches Engagement eines unverkrampften Nationalismus. Dieses bürgerschaftliche Engagement war stärker als das Bemühen von Politikern und Sportfunktionären, die Weltmeisterschaft für sich zu instrumentalisieren. Eine Minderheit kann gegen eine Mehrheit im Recht sein, wenn sie die besseren Argumente hat. Auf die konnte die Junge Linke nicht verweisen. Damit grenzte sie sich selbst aus, was die Linkspartei insgesamt traf, wenngleich die Folgen sich in Grenzen halten dürften. Für die Partei aber wird es zum Problem, dass sie zwar einzelne sehr begabte junge Frauen und Männer an sich zieht, sonst aber mit einer Jugend-Subkultur an ihrem Rande zurecht zu kommen versucht, die sich für elitär hält, ohne das bisher bewiesen zu haben.